



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

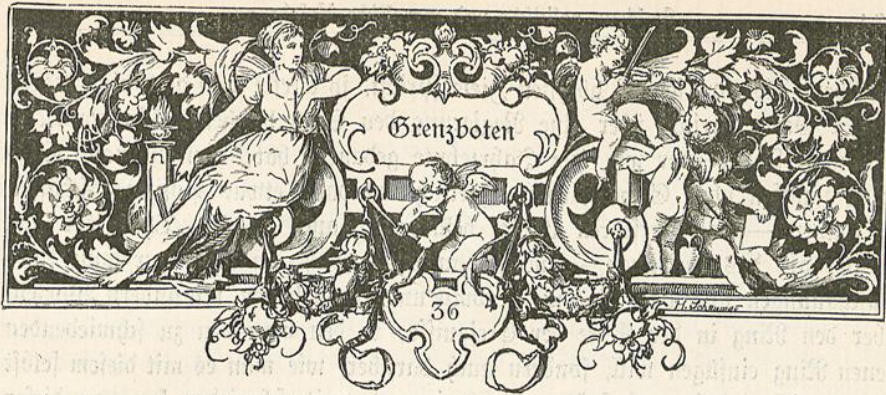
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Serbiens politische und moralische Bekehrung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Serbiens politische und moralische Befehrung



ie man weiß, ist in Serbien die radikale Partei, die sich an Rußland anlehrende Alique der serbischen Unruheftister auf der Balkanhalbinsel, mit einer für einen Verfassungsstaat etwas überraschenden Unversfrorenheit niedergeschlagen worden, und der serbische Ministerpräsident erklärte denn auch ganz offen: „Mein erstes war, mir eine Kammer zu schaffen, mit der gearbeitet werden konnte. Mit Benutzung des gesamten legitimen Einflusses sorgten wir zunächst für redliche Gemeindevorsteher, die nicht duldeten, daß die Radikalen von ihren Mitteln der politischen Propaganda, Totschlag und Brandstiftung, Gebrauch machten. Dann ließ ich wählen. Das Resultat war die jetzige Stupstschina usw.“

Etwa gleichzeitig mit dieser, wie man sieht, ganz „legitimen“ Schaffung eines geeigneten Parlaments wurden auch geeignete Bestimmungen erlassen für die, wie man freilich bekennen muß, bis dahin über alle Maßen zügellose serbische Presse; nach russischem Muster legte man den Sournalen eine für serbische Verhältnisse nicht unbedeutende Kaution auf, um sie bei ungeeignetem Verhalten von dieser herunterstrafen zu können. Was die ausländische Presse betrifft, so wird scharf darauf gehalten, daß keinerlei begründete oder unbegründete Kritik durch diese ins Land hineingeschleppt wird, und das geht soweit, daß man sogar dem Reisenden, der von Semlin für ein paar Stunden nach Belgrad hinüberfährt, nur raten kann, sein Exemplar des kleinen, doch eigentlich recht harmlosen Semliner Tageblatts ja vor dem Verlassen des Schiffes der Donau anzuvertrauen, falls er nicht bei den überflüssigen Paßquälereien auch noch Unannehmlichkeiten durch die serbische Polizei erfahren will. Wenn man nun auch diese Handhabung der Verfassung und diese Einführung russischer Pressefreiheit nicht gerade als besondere Symptome für einen engen Anschluß Serbiens an die westeuropäische Kultur betrachten kann, wovon der serbische Minister-

präsident als von seinem höchsten Ziele spricht, so dürfte man doch nicht wegen solcher Gewaltstreiche über eine Regierung den Stab brechen. Wo die Mißwirtschaft Jahre oder wie hier Jahrzehnte gedauert hat, kann niemand Ordnung schaffen ohne Gewaltmittel. Freilich um dann etwas Positives schaffen zu können — das Zerstören ist ja bekanntlich auch in der That sehr viel leichter als das Aufbauen —, muß man von vornherein nicht nur ganz klare Anschauungen über das Was und Womit und Wozu haben, mit andern Worten, über den Ring in der Kette der Ereignisse, in den man den zu schmiedenden neuen Ring einfügen will, sondern auch darüber, wie man es mit diesem selbst halten will, damit auch später wieder jemand weiterschmieden kann an dieser Kette, ohne die alten Ringe erst wieder aufbrechen oder mit dem neuen viel weiter hinten anfangen zu müssen. Auf vorliegenden Fall angewandt müßte sich also der serbische Ministerpräsident nicht nur bis ins einzelste hinein klar sein über die Maßnahmen, die er ergreifen will, sondern namentlich auch darüber, ob er bei der Herkulesarbeit, „ein verwüstetes Land moralisch und kulturell wieder urbar zu machen,“ an der Dynastie fortdauernd die notwendige feste Stütze haben wird, und ob er unter den regierenden Klassen die notwendige Elitetruppe begabter, vor allem aber rechtlicher, zäher und treuer Helfer finden wird.

Bei einer andern Nation als den liebenswürdigen, weichen Serben wäre noch eine dritte Frage nötig, wie nämlich die Massen zum Stillhalten gebracht werden sollen bei den unvermeidlichen Gewaltkuren; aber zu den nationalen Eigenschaften der Serben gehört es, sich verhältnismäßig leicht und willig einer entschiednen, ja selbst harten Hand zu fügen und sogar mit Vergnügen und Überzeugung dem Inhaber einer solchen sein „Shivio, shivio“ zuzurufen in dem angenehmen Gefühl, geleitet und geführt zu werden und, der Selbstverantwortung ledig, im Schutze zu leben. Die Vorfrage, die sonst überall zu stellen wäre, ob sich denn die Masse der Nation die geplanten Prozeduren gefallen lassen wird, oder wie man sie dazu zwingen will, wird also für Serbien so ziemlich wegfallen; anders steht es mit der Frage, inwieweit ein solcher Arzt des jungen und doch schon in so vielfacher Hinsicht ziemlich verlotterten Völkchens in der Dynastie einen unzweifelhaften Rückhalt und in den obern Zehntausend die unentbehrliche Unterstützung finden wird. Doch ehe man sich zur Beantwortung dieser schließlich alles entscheidenden Fragen wendet, ist es vielleicht gut, sich noch etwas genauer mit den bisherigen Leistungen und den ausgesprochenen Absichten des serbischen Ministerpräsidenten zu beschäftigen, der sich die schöne, aber ziemlich kühne Aufgabe gestellt hat, sein Land aus dem Sumpfe zu ziehn.

Er giebt an, sein erstes sei gewesen, das Land von der Zerrüttung des Parteiunwesens und von der verderblichen Quelle dafür, der Last einer übermäßigen Erziehung höher gebildeter Bewerber um Beamtenstellen, zu befreien.

Dem ungestümen Drängen nachgebend habe man ehemals dem Lande viel zu viele Gymnasien bewilligt, und die Übermasse von Anwärtern auf den Staatsdienst habe dann zu der Bildung „neuer Parteien mit vollständigen Kadres für alle Beamtenpositionen bis zum Nachwächter herunter“ geführt; indem sich dann diese Parteien auf der Staatsweide abgelöst hätten, sei nicht nur für das Budget eine unerträgliche Belastung erwachsen, sondern auch, was noch übler sei, „die moralische Depravation des Beamtenstandes“ sei erfolgt, „der unter solchen Umständen es für wichtiger hält, sich politischen Einfluß und Beziehungen zu schaffen, als sich um seine Amtspflichten zu kümmern.“ Um diesem Unfug und Unheil zu steuern, plant nun Gjorgjewitsch eine Änderung des Beamtengesetzes, sodaß die nicht direkt politischen Beamten gegen den Amtsverlust bei einem Systemwechsel geschützt werden. Gleichzeitig mit diesem schönen Plan erfolgte nun aber auch schon eine That: es wurde vorläufig die Hälfte der Gymnasien kassiert, als Stätten nicht der Erziehung, sondern einer „Art formaler, scholastischer Dressur, durch welche die Schüler für alles andre im Leben unbrauchbar wurden, als die Amtskarriere und das eloquente Strebertum.“

Hört man dies, so wird man finden, daß Serbien offenbar außer einer sonderbaren Amtskarriere bisher eine recht eigentümliche Art von Gymnasien gehabt haben muß, und wundert sich, daß von solchen verderblichen Anstalten nur die Hälfte „kassiert“ wurde. Denn von einer Umwandlung dieser übriggelassenen Lehranstalten in nützliche Vorbildungsschulen — von guten Vorsätzen natürlich abgesehen — hört man nichts. Eine solche freilich läßt sich, wie Gjorgjewitsch ganz richtig erkennt, „nicht über Nacht vollziehen,“ namentlich nicht, wenn „es an geschultem Lehrmaterial fehlt.“ Wäre es aber da nicht vielleicht besser gewesen, zunächst im Hinblick auf eine spätere Beschränkung der Gymnasien die durch eine solche dann etwa überflüssig werdenden Gymnasiallehrer nach Kräften umzubilden, um sie eintretenden Falles als Lehrer an den geplanten Reals-, Gewerbe- und Ackerbauschulen verwenden zu können? Statt dessen wurde das gethan, was allerdings „über Nacht geschehen kann,“ namentlich in Serbien; man setzte durch Kassierung der Hälfte der Gymnasien einfach die Hälfte der Gymnasiallehrer an die Luft und vermehrte so die Zahl der herumlaufenden Anwärter auf staatliche Versorgung wieder um ein Erreckliches. Das neue System unterscheidet sich also in der Sache gar nicht vom alten, denn ob aus parteipolitischen Rücksichten oder aus technischen Überzeugungen leichtthin, rücksichtslos die Interessen und billigen Ansprüche der Gebildeten mit Füßen getreten werden, wird diesen sicher ziemlich gleich gelten und hat jedenfalls beidemal einen und denselben Erfolg: Schaffung oder weitere Vermehrung des gebildeten Proletariats.

Der wahre, nächstliegende Grund für diese Gewaltmaßregel ist denn natürlich auch nicht die in der Ferne liegende Absicht, die Zahl der für den Staatsdienst herangebildeten Leute zu vermindern, sondern die, die Gehälter der Hälfte

der Gymnasiallehrer einzuziehen, da ja die geplanten Real- und sonstigen Schulen vorläufig ganz kostenlos nur auf dem Papiere und im Entwurf bestehen. Um was es sich handelte, war eine Entlastung des Budgets. Die Art aber, wie dies gemacht wurde, bedeutet eine kleine Ersparnis auf Kosten einer weitem großen Einbuße an Vertrauen unter den Gebildeten des Landes.

Was nun die groß angekündigte sonstige Wohlfahrtspolitik im Lande betrifft, so wußte der serbische Ministerpräsident auf eine Frage nach deren Einzelheiten nichts anzugeben, als daß man bei der übermäßigen Parzellierung des Landes (!) mehr als hundert Raiffeisensche Vereinigungen gegründet und so „Produktivassoziationen — auch mit Staatshilfe —“ geschaffen habe, „um den kleinen Bauer betriebskräftig zu erhalten“ und „damit aus gemeinsamen Mitteln die besten und modernsten Wirtschaftsmaschinen beschafft werden können, und wir gehn jetzt daran,“ sagt Gjorgjewitsch, „auch Vereinigungen zum gemeinsamen Absatz der Produkte zu schaffen. So hoffen wir die Lage des Bauernstandes, der 90 Prozent der Bevölkerung ausmacht, zu sichern.“

Sollte das die ganze Wohlfahrtspolitik von Wladan Gjorgjewitsch sein, so muß man bekennen, daß das Programm recht dürftig ist, ganz abgesehen davon, daß einem fast die Vermutung kommen muß, die geplanten Staatsunterstützungen für die Bauern seien nichts als beabsichtigte Douceurs für höchst regierungstreue Gemeinden, also das erforderliche Zuckerbrot neben der schon angewandten Peitsche. Wer das Land ein paarmal nach allen Richtungen, und wenn auch nur mit der Bahn, durchfahren hat, der wird keineswegs den Eindruck bekommen haben, sein Hauptfehler sei eine übermäßige Parzellierung; mag eine solche vielleicht da und dort vorliegen, der Hauptmangel ist jedenfalls die ganz ungenügende Kultivierung des Bodens. Eine durchgehende übermäßige Parzellierung würde eine zu dichte Bevölkerung voraussetzen, thatsächlich ist diese aber sehr dünn und ermangelt außerdem auch noch im höchsten Grade des Fleißes und der Ausdauer, der z. B. den bulgarischen Nachbar in achtbarster Weise auszeichnet. Auf was also eine Industrie im Lande fußen sollte, für die man Kapital namentlich aus Deutschland heranlocken möchte, das bleibt zunächst völlig unklar; denn weder fände diese einen Überfluß tüchtiger Arbeitskräfte vor, noch eine namhafte Zahl kaufkräftiger Konsumenten. Wer das Land durchreist, etwa nachdem er von der herrlich bebauten Badschka herkommt, dem fällt dessen mangelhafte Kultivierung höchst unangenehm auf; weite, offenbar fruchtbare Strecken liegen völlig brach. Wo gebaut ist, fehlt Sauberkeit und Sorgfalt; vielfach fällt die völlige Entwaldung auf, Flößerei giebt es fast nirgends, die Bäche sind unreguliert; und endlich die schlechten Wege und Straßen! Was sollen denn den Bauern die Absatzvereinigungen helfen, wo keine Wege zur Abfuhr der Produkte da sind.

Wer sich überzeugen will, wie es auf diesem Gebiet in Serbien aussieht, der braucht nicht einmal weit über Belgrad hinauszugehn. Ein Spaziergang

über den „Weinberg“ nach Topdschider genügt, ihn von der „Grundlosigkeit der Bahnen“ zu überführen, auf denen Serbien bisher gewandelt ist. Daß aber auch die gebahnten Wege, die Eisenbahnen, in Serbien ihre Hindernisse haben, ist in der Handelswelt leider nur zu gut bekannt. Und welche Auffassung vom Verkehr serbische Behörden haben, das kann man auch als einzelner einfacher Passagier bei einer bloßen Durchreise erproben, wenn einem ein gebrauchter photographischer Apparat und exponierte Platten, die man ihrer Zerbrechlichkeit wegen als Handgepäck bei sich führt, trotz Protest widerrechtlich unter Zollverschluß abgenommen und am andern Ende des Landes zer schlagen wieder ausgehändigt werden. Den Verlust von ein paar hundert Mark muß man dann eben stoisch hinnehmen, denn zu einem Wiedersehen von Geld und Geldeswert, die in serbische Hände gekommen sind, würden wohl nicht einmal amtliche deutsche Beschwerden führen, sondern höchstens zu monatelangen Verhandlungen.

Alle diese Dinge aber, die Hebung des Verkehrs durch bessere und verständigere Bedienung auf den Bahnen, die Erleichterung der Abfuhr der Landesprodukte durch Anlegung und Verbesserung von Wegen und Straßen, wie sie das auch nicht länger unabhängige Rumänien und selbst das heute noch unter türkischer Oberhoheit stehende Bulgarien hat, die Aufforstung des Landes, selbst die Regulierung und Nutzbarmachung der reichlichen Wasserkräfte des Gebiets, die Anlegung großer königlicher Domänen als Musterwirtschaften, etwa unter Heranziehung deutscher Bauern und Betriebsleiter, die Eröffnung einer staatlichen Musterschlächterei etwa in Belgrad oder Nisch, die dem Serben den Wert eines nicht schnittigen und brandigen Leders klar machen und so den Staat davon befreien könnte, seinen ganzen Lederbedarf, selbst für das Heer, aus dem Auslande beziehen zu müssen, die Hebung des doch recht kläglichen und für das Heer unbrauchbaren Pferdeschlages und die Verbesserung des Viehstandes, der Wegfall der lächerlichen Passquälereien beim Betreten des Landes, die Ausrottung des Sochfahrens und der Benutzung schlechter Ackerbaugeräte durch deren scharfe Besteuerung, alles das und noch vieles andre ließe sich ganz ohne vorherige Verkündigung in Europa und ohne Anrufung fremden Kapitals durch eigne stille Arbeit machen. Ist dann einmal jahrelang ruhig und nützlich gearbeitet worden, so wird vielleicht auch das ausländische Kapital kommen. Vorläufig dürfte auf das Vertrauen des Auslands aber wohl kaum gerechnet werden, nicht etwa nur, weil Wladan Gjorgjewitsch jetzt bekannt hat, man habe in Serbien seit siebzehn Jahren mit einem jährlichen Defizit von sechs bis sieben Millionen gearbeitet unter Vorlegung eines falschen Budgets, sondern weil längst in Europa bekannt ist, daß die Serben keine Verträge halten, sondern die Schöpfungen fremden Kapitals nach ein paar Jahren expropriieren und in eigne Regie nehmen, sobald nämlich die Periode der Arbeit und Mühe für diese Unternehmungen überwunden ist,

und die Zeit der Ergiebigkeit angefangen hat. Wer Genaueres darüber wissen will, braucht sich nur etwas in die Geschichte der serbischen Bahnen hineinzuarbeiten. Daß Serbien an sich ein prächtiges Land wäre, dem, natürlich abgesehen von einigen andern Kleinigkeiten, allerdings nur das Kapital fehlt, das steht ganz außer Zweifel. Außer schönen Wasserkräften, außer einer Weltfrachtstraße von der Güte und Billigkeit der Donau an der ganzen Nordgrenze des Landes entlang, außer einem größtenteils sehr fruchtbaren Boden und einem Klima, worin fast alles gedeiht, verfügt das Land über hervorragenden Metallreichtum und große Steinkohlenlager.

Zu den Kleinigkeiten, die ihm fehlen, gehört in erster Reihe eine tüchtige, d. h. an Arbeit und Anspannung gewöhnte Bevölkerung. Nicht nur wer von Ungarn her kommt und aus der Mitte der tüchtigen deutschen Kolonisation in der Badschka und im Banat, ist wenig erbaut, wenn er unter die Serben tritt, selbst wenn man aus Bulgarien nach Serbien kommt, hat man das Gefühl, unter geringere, wesentlich tiefer stehende Leute zu treten. Das niedere Volk, nicht wie Wladan Gjorgjewitsch behauptet, von ungewöhnlicher Toleranz, sondern von überraschender Gleichgültigkeit macht zwar, mit den Bulgaren verglichen, einen viel aufgewecktern Eindruck, aber in seiner Nachlässigkeit und Schmiegsamkeit erweckt es als ersten Gedanken bei einem: Das sind lauter Leute, die keine harten Brettchen bohren möchten; umgänglich und gewandt und von oft bezaubernder Liebenswürdigkeit, entgegenkommend und gastfreundlich ermangeln sie doch immer der wahres Vertrauen erweckenden Festigkeit und Ruhe im Auftreten, die in so hohem Grade den Türken auszeichnet und — wenn auch nicht so ausgeprägt — auch noch beim Bulgaren zu bemerken ist.

Es sind doch vielfach dieselben Tugenden, von denen das Vorwärtstommen eines Volks im Frieden und sein militärisches Ansehen und seine Leistungsfähigkeit abhängen; wie lange aber ist es her, daß die Serben keine Hiebe mehr bekommen haben? Im Jahre 1876 sind sie, und das gründlich genug, von den Türken geschlagen worden, und im Jahre 1885 von den jungen Bulgaren unter ihrem tapfern deutschen Fürsten. Und wenn auch dieses Jahr die Truppen einen etwas günstigeren Eindruck auf mich gemacht haben als im vergangenen, wo sie ganz verlottert daherkamen, so möchte ich doch den Serben sehr raten, der Rettung durch Osterreich-Ungarn im Jahre 1885 recht sehr und dankbar eingedenk zu sein, und ja von allen Revanchegedanken gegen Bulgarien abzusehen, von dessen „Züchtigung“ man nur allzuoft in Militär- und andern Kreisen Belgrads reden hören kann. Serbiens Fortbestehn beruht heute in gar keiner Weise auf der eignen Volks- und Wehrkraft, sondern ausschließlich auf der Gunst der Verhältnisse, auf der Zurückhaltung des sehr überlegnen Bulgariens von einem Angriff, und vor allem auf der Güte Osterreichs, auf dessen gegenwärtiger Schwächung durch die innern nationalen Gegensätze, und auf der Abneigung Ungarns gegen die Angliederung slawischer Landstriche.

Sonst würden zwei der trefflich geübten österreichisch-ungarischen Armeekorps genügen, eines Tags ohne große Verluste den ganzen kleinen Staat einzufrieden. Um dieser Gefahr vorzubeugen, bedarf es für Serbien einer auswärtigen Politik, die nicht nur keine Streitereien mit Österreich-Ungarn wie mit Bulgarien sucht, sondern die, der Errettung im Jahre 1885 dankbar eingedenk, sich aufrichtig um den innigsten Anschluß an den Kaiserstaat bemüht. Ein solcher wird sich dann aber nicht nur wirtschaftlich bezahlt machen, sondern wird auch — denn der Himmel ist hoch, und der Zar fern — die notwendige Zeit gewähren, die Wehrkraft des Landes zu heben und durch eine scharfe militärische Zucht der ganzen Bevölkerung das Maß von Disziplin, Anspannung und Härte gegen sich selbst beizubringen, das nicht nur für etwaige kriegerische Ereignisse erforderlich ist, sondern auch bei friedlicher Weiterentwicklung die Grundlage alles Gedeihens abgiebt.

Aber freilich das sind Dinge, die man nicht so über Nacht besorgen kann, wie die Aufhebung der Hälfte der Gymnasien, und es sind auch Dinge, die überhaupt nicht einer allein machen kann, selbst wenn er eine Dynastie hinter sich hätte, mit der es anders stünde als — leider mit der serbischen. Aber wo soll Wladan Gjorgjewitsch die Kräfte hernehmen, die er braucht? Ja wenn es nur die ältere Generation wäre, die sich besudelt hat vor allem mit Unehrllichkeit gegen den Staat, und die, wo Entdeckung drohte, selbst nicht vor Mord zurückschreckte. Allein die heranwachsende Generation der obern Zehntausend ist in ihrer Trägheit, Arbeitscheu und Blasiertheit womöglich noch schlimmer. Fragt man so einen jungen Menschen, was er studieren wolle, so heißt es „Jurisprudenz“; „warum“? „weil das am leichtesten ist.“ Nie ein Gedanke an das Vaterland und die Verpflichtung, die man ihm gegenüber hat; ja nicht einmal gemeine Geldgier; nein, reine Arbeitscheu, was man auch zynisch zugiebt, das ist der Hauptgrund, nach dem so ein junger Mensch seinen Lebensberuf wählt. Und fast noch erbärmlicher sollen die Mädchen sein. Ich erinnere mich z. B. einmal eine gefragt zu haben, warum sie nie einem armen Krüppel an der Straße ein Almosen gebe. „D, meinte sie, es ist mir zu umständlich, deshalb in die Tasche zu greifen.“ Und dann die Anschauungen, mit denen diese Mädchen in die Ehe treten! Nun, der Arzt Wladan Gjorgjewitsch wird wohl gewußt haben, weshalb er eine Österreicherin und keine der schönen Serbinnen zur Frau genommen hat. Einzelheiten auf diesem bedenklichen Gebiete zu geben, liegt mir fern; aber was soll man erwarten von einer leitenden Volksklasse, unter deren Frauen die vorzeitige Beschwichtigung drohender Schreihälse als eine ganz selbstverständliche kleine Operation betrachtet wird, die denn auch Belgrader Ärzte immer bereitwilligst und ganz billig ausführen sollen; und das sind in Belgrad keine Geheimnisse! Daß man mit verheirateten Frauen gelegentlich auf den Hofbällen Rendezvous ausmache, war ganz gewöhnlich, nachdem die Königin Natalie auf diesen einen

Luzus eingeführt hatte, der die Kleiderkasse der Teilnehmerinnen vor der Zeit leerte; und was war denn auch dabei; den Eheherren wurde ja angesichts der Dienstwilligkeit der Ärzte dadurch außer Hörnern nichts ins Haus gebracht, und sie konnten sich nur in seltenen Fällen beklagen, es sei ihnen „schreiendes“ Unrecht zugefügt worden, während ihnen die Bezahlung der teuern Toiletten durch freundliche Hände abgenommen wurde.

So traurig es bezüglich der leitenden Volksklassen und der Unterstützung aussieht, die in ihnen ein ehrlicher, thatkräftiger Regenerator des serbischen Volkes finden müßte, so hoffnungslos scheint es mit der Dynastie und dem Rückhalt zu stehn, den jener an dieser haben sollte. Daß trotz dem serbischen Namen Milan Obrenowitsch rumänischer Abkunft ist, wagt nicht einmal dessen neuester Fürsprecher, Bresnitz von Sydasoff zu bestreiten; im übrigen steht dies deutlich genug in seinen eignen Zügen; das Genauere kann man darüber in Bamberg's Schrift: „Die orientalische Frage“ oder auch in Bergners Buch über Rumänien nachlesen. Aber das wäre ein Punkt, über den hinüberzukommen wäre. Schlimmer ist, daß dem König Milan seine russische schöne Frau nur einen einzigen Sohn geschenkt hat, und daß diese, ihrerseits seitdem mehr für Frauenschönheit eingenommen, diesem einzigen Sohn als Erbteil und Anlage das Gegenteil von ihren Neigungen, nämlich einen entschiednen Widerwillen gegen Frauen, gegeben hat. Nach den Geständnissen, die darüber eine Budapester Schöne, von einer verunglückten Gastreise nach Belgrad zurückkehrend, gemacht hat und die in die Öffentlichkeit gedrungen sind, ist leider nicht viel Hoffnung, für den müde durch die Straßen Belgrads schleichenden jungen Alexander eine wackre Frau zu finden oder gar Kinder von einer solchen zu erhalten.

So bleibt zunächst nur noch das sechsjährige Söhnchen Milans von der Griechin Ioanides, das in Konstantinopel lebt. Soll etwa dieser kleine „Prinz“ einmal den Thron der Obrenowitsche besteigen? Oder sollte vielleicht Milan doch an eine endgiltige Scheidung von seiner schönen Russin denken, um sich dann in der Heimat ganz der Arbeit und Sorge für seine Dynastie an der Seite einer neuen Frau hingeben zu können, nachdem er so viele Jahre lang in Wien und Paris Daudets Kois en exile vorgeführt hat, als lebender Beweis für die vorschauende psychologische Erkenntnis des Dichters und die Wichtigkeit seiner geistvollen Phantasie? Nur die hier von Daudet gezeichnete herrliche Königin fehlt leider in der Wirklichkeit, sodaß einmal der seltne Fall im Leben eintritt, daß man vergebens fragt: Où est la femme? Von Herzen wünscht man gewiß auch in Deutschland überall dem König Alexander, wie die Frankfurter Zeitung meint, „daß er eine passende Lebensgefährtin finde,“ und man würde es im Interesse der ruhigen Zukunft Serbiens nicht minder begrüßen, wenn etwa dem alten König Milan aus einer neuen glücklichen Ehe ein Zuwachs für die Erhaltung der Dynastie ersprießen würde. Aber leider sind das

vorläufig alles nur Wünsche. Zunächst steht die Dynastie auf zwei und Milan eingerechnet auf vier Augen, während die Zukunft noch ganz dunkel ist.

Es ist ein kühnes Werk, an das sich Wladan Gjorgjewitsch gemacht hat, wenn er sich die Regeneration seines Vaterlands zum Ziele setzt, vor sich ein weiches, zwar mit Verstand und Phantasie, aber nicht mit der für das Gedeihen so unendlich viel wichtiger Willensfähigkeit begabtes Volk, hinter sich eine Dynastie, die auf ganz schwachen Füßen steht, und dazu die obere Zehntausend, die sich nicht nur jahrelang mit Veruntreuungen gegen den Staat beschmutzt haben, sondern dazu bis ins Innerste des Familienlebens und damit bis ins Mark hinein faul geworden sind. Es ist ein um so kühneres Werk, als bei dieser Sachlage die Beihilfe ausländischen Kapitals und das vom Lande gewünschte Zustromen von „deutscher Thatkraft, Ordnung und deutschem Organisationstalent“ weder ehrlicher Weise gefordert, noch auch gehofft werden kann; denn die Bürgschaften, die solide Kräfte verlangen müssen, vermag das Land zur Zeit wohl kaum zu geben; mit Abenteurern aber dürfte ihm nicht gedient sein. Hoffen wir, daß Wladan Gjorgjewitsch das Vertrauen eines Teils seiner Landsleute erfüllt und nicht nur, wie andre meinen, „ein ideenreicher Kopf ist, dessen Interesse an einem Gegenstande nach der Konzeption des Reformprogramms erschöpft sei, dem dann die Ausdauer fehle, die Details der Ausführung zu überwachen.“ Aber dieses Vertrauen ist groß, denn von der gehofften Hilfe des Auslands kann vorläufig keine Rede sein, besonders auf die bloße Zusicherung hin, von der tollen Großmachtpolitik in der Balkanhalbinsel und Österreich-Ungarn gegenüber abzustehn und unter ehrlicher Budgetgebarung redlich an der innern Hebung des Landes zu arbeiten. Eine Hilfe des Auslands würde thatsächliche Beweise einer gründlichen Sinnesänderung in Serbien voraussetzen; denn niemand kann bloße gute Vorsätze mit klingender Münze bezahlen. Was jedoch bis jetzt vorliegt, sind zwar sehr laute, fast bedenklich laute Verkündigungen einer eingetretenen Bekehrung, thatsächlich sind es aber zunächst nur schöne Vorsätze. Erfreulich ist allerdings das offene Eingeständnis, daß man sich in Serbien selbst auch endlich davon zu überzeugen beginne, die Großmachtpolitik des Zweimillionenländchens sei eine Tollheit gewesen; in der übrigen Welt aber war man schon längst dieser Ansicht und hat nur etwa das Gefühl, daß, verglichen mit der groben Wirklichkeit, auch die neusten serbischen Erklärungen immer noch einen starken Beigeschmack von unwillkürlicher Komik und aufgedonnertem Großhansentum haben. Was aber die ehrliche Einräumung anbetrifft, daß in Serbien seit siebenzehn Jahren mit falscher Bilanz gearbeitet worden sei, so ist zwar ein offnes Eingeständnis immerhin eine achtbare That, aber mehr noch, wenn sie freiwillig, als wenn sie notgedrungen geschieht; thatsächlich aber war man sich über diese Finanzgebarung Serbiens in den einschlägigen Kreisen, von denen man jetzt Geldunterstützung für den Staat wie für die Stadt Belgrad haben möchte, längst

über die Vorgänge klar und könnte der öffentlichen Meinung über Unterschleife und Bestechungen und die tragischen Schicksale der wenigen ehrlichen Staatsbeamten Einzelheiten unterbreiten, die die Vergangenheit des Landes noch sehr viel greller beleuchten würden als die Äußerungen von Wladan Gjorgjewitsch.

Daß man aber die Vergangenheit ruhen lasse, darauf hat sich Serbien durch das offene Eingeständnis ihrer Traurigkeit ein Anrecht erworben; nur darf es für dieses Geständnis als solches nicht weiteres erwarten, etwa gar neue Zufuhr klingender Münze. Werden jetzt den siebzehn Jahren des Raubbaus eine Anzahl Jahre der Arbeit und Ehrlichkeit folgen, dann wird man ja wieder sehen können; heute sicher noch nicht. Denn welche Sicherheiten liegen jetzt vor? Gewiß, das Land ist reich an trefflichen Quellen, aber es ist arm an erprobten ehrlichen, arbeitsfreudigen und bescheiden Leuten und ermangelt völlig einer durchsichtigen Zukunft. So wären die gesuchten starken Darlehen des Auslandes nicht ein Glück, sondern eine große Gefahr für Serbien und seine Unabhängigkeit; ein noch nicht so gänzlich ausgeschlossener Rückfall in frühere Unehrlichkeiten, selbst eine unverschuldete äußere Verwicklung würde einem höher belehnten Lande nur sicherlich ebenso eine europäische Kontrollkommission bringen, wie sie nun Griechenland, vielleicht allerdings zu seinem Heile, zu teil geworden ist.

Ohne übertriebene Bescheidenheit meint Dr. Gjorgjewitsch, „die Aufgabe, die mein allergnädigster Herr und König als Staatsprogramm aufgestellt hat, und zu deren Ausführung er mich und meine Kollegen berufen hat, ist sehr ähnlich der des Großen Kurfürsten oder mehr noch der Friedrich Wilhelms I. von Preußen.“ Nach den Anschauungen, die wir auf unserm nichtklassierten Gymnasium in uns aufgenommen haben, waren sich nun diese zwei Leute in so gut wie gar nichts ähnlich, und ihre Thätigkeit war ganz verschieden, und nach einer weitem Gymnasialanschauung können zwei unter sich ungleiche Größen nicht einer dritten gleich sein. Auch kann man Serbien im Hinblick auf seine gegenwärtige Wehrkraft nur warnen, sich die Ziele des Großen Kurfürsten zu stecken, denn wenn mit der Anspielung gemeint ist, Serbien werde einmal das Preußen der Balkanhalbinsel werden, so liegen dafür weniger als gar keine Anzeichen vor. Will sich aber Serbien die fleißige, sparsame, ja knauserige Regierung Friedrich Wilhelms I. mit ihrer starken, fast ängstlichen Anlehnung an Oesterreich zum Muster nehmen, so wird es zum Nutzen des Landes sein, auch wenn kein Friedrich II. nachfolgt; Serbiens König wird keiner Anlehen für das reiche Land bedürfen, um außer einem tüchtigen Heer einen gefüllten Staatsschatz zu hinterlassen, wie ihn das bettelarme Preußen von damals aufgesammelt hat.

